

# Erinnerungen eines Nidwaldners an die Kriegsjahre 1939 bis 1945

Autor(en): **Amstad, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **148 (1995)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118750>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Erinnerungen eines Nidwaldners an die Kriegsjahre 1939 bis 1945\*

Eduard Amstad, Beckenried

Am Vormittag des 1. September 1939 stand ich, 17 Jahre alt, mit meinem Vater<sup>1</sup> zusammen in unserer Stube vor dem Radio: Aus diesem dröhnte die Stimme des Führers Adolf Hitler, die deutschen Truppen seien in der Morgenfrühe zur Vergeltung der andauernden Provokationen in Polen einmarschiert. Ich war eben vom Schiff aus Luzern gekommen, wo ich bei Verwandten übernachtet hatte. Am Vortag war ich – eingeladen von einer grosszügigen Tante – mit dem halbsechs Uhr-Schiff nach Luzern und dann mit dem Zug nach Genf gereist, um dort die Ausstellung der Prado-Schätze zu bewundern, welche die Zeit des spanischen Bürgerkrieges in der sicheren Schweiz verbracht hatten; da ich nach dem damaligen Fahrplan meinen Wohnort Beckenried gleichentags nicht mehr erreichen konnte, musste ich die Nacht in Luzern verbringen.

Gut fünfeinhalb Jahre später, am Abend des 8. Mai 1945, marschierte ich als Jura-Student im 4. Semester beim feierlichen Klang der Glocken von Saint Nicolas an den Stamm der Fryburgia<sup>2</sup>. Anschliessend feierten wir und zogen zusammen bis zum hellen Morgen durch die Gassen von Freiburg, um durch frohe Studentenlieder unserem Übermut über die erfolgte Kapitulation der deutschen Truppen Ausdruck zu geben.

Wenn ich im folgenden erzähle, was ich zwischen den beiden erwähnten Ereignissen als Nidwaldner erlebt habe, nehme ich bewusst in Kauf, dass das Ergebnis sehr subjektiv ausfällt. Subjektiv dadurch, dass ich mich nicht auf eine einlässliche Ermittlung und sachliche Abwägung der Tatsachen abstütze, sondern festhalte, was in meiner Erinnerung haften geblieben und zusätzlich beim Blick in eine damalige Zeitung, beim Durchstöbern meiner ungeordneten Dokumenten-Truhe und beim Durchblättern meiner alten Taschenagenda in meinem Gedächtnis neu aufgetaucht ist.

\* Vortrag, gehalten in Stans am 6. Juni 1995 an der Arbeitstagung des Historischen Vereins der fünf Orte.

<sup>1</sup> Käsehändler Eduard Amstad, Beckenried, 1.10.1875–13.4.1966.

<sup>2</sup> Freiburger Sektion des Schweizerischen Studentenvereins.

Da sind einmal die Erinnerungen rund ums Stanser Kollegi. Als ich nach zwei wenig glücklichen Internatsjahren am Altdorfer Gymnasium<sup>3</sup> 1938 beim Rektorat des Stanser Kollegiums St. Fidelis anklopfte, hiess es, man nehme externe Schüler nur aus Stans und dessen nächster Umgebung, nicht aber aus Beckenried. Dank einem Zeugnis unseres Hausarztes Dr. Loser<sup>4</sup>, der tägliche Veloweg täte meiner Bleichsüchtigkeit wohl, und einer Empfehlung von Pfarrer Josef Ifanger<sup>5</sup>, ich hätte mich als dienstfreudiger Ministrant und zuverlässiger junger Mensch erwiesen, erhielt ich dann doch das kapuzinische Placet, in die 4. Gymnasialklasse eintreten zu dürfen – als einer der insgesamt dreizehn Externen, welche damals neben über zweihundert Internen die Schule besuchten. Die zehn Kilometer Schulweg legte ich regelmässig auf dem schweren englischen Velo mit drei Übersetzungen zurück, das mir mein Vater abgetreten hatte, um seinerseits ein neues Rad schweizerischer Provenienz zu erstehen. Wenn es regnete, wurde ich durch eine Pelerine aus gummiertem Stoff und entsprechenden Überhosen leidlich geschützt. Bei gutem Wetter legte ich die Strecke – mit Ausnahme des grossen Rankes vor der Krone in Buochs und der Steigung über den Stanser Dorfplatz und die Mürgg – öfters freihändig zurück; so konnte ich meinen Blick einem der Oktav-Heftchen aus der Papeterie von Matt zuwenden, in denen ich zwecks Repetition die französischen, lateinischen und griechischen Verben und Substantive mit ihren Unregelmässigkeiten notiert hatte. Der Autoverkehr stellte damals kaum eine Gefährdung dar, da immer weniger Privilegierte noch eine Treibstoffzuteilung erhielten; der Nidwaldner Kalender konnte von 1941 bis 1946 auf das Abdrucken des Autoverzeichnisses verzichten, das 1939 immerhin schon bis zur Nummer 275 gereicht hatte. Schwieriger wurde mein Unternehmen Schulweg im Winter. Wenn der Schnee nicht zu hoch lag, hatte ich mich mit dem Velo durchzukämpfen – wiederkehrende Notiz in meiner Agenda: Schulweg eine Stunde! Zwischen Buochs und Stans ging das leichter, weil dort das Postauto zirkulierte und entsprechende Fahrspuren im Schnee hinterliess. Bei grossem Schneefall, was während der Kriegsjahre etliche Male vorkam, musste ich um fünf Minuten vor halb sechs Uhr das Dampfschiff nach Buochs besteigen. Die Zeit zwischen viertel vor sechs und sieben Uhr verbrachte ich dann im Wartestübchen der Buochser Dampfschiffstation; dabei war ich mit den allenfalls weiteren Wartenden vom Brückenwart ermächtigt, den kleinen Eisenofen, der dort stand, anzufeuern. Mit dem ersten Postauto, das um sieben Uhr Buochs verliess, gelangte ich so rechtzeitig nach Stans, dass ich eine Stunde vor der Schule, die um halb Neun begann, noch das Morgenstudium der Externen besuchen konnte.

Da die Kapuziner bestrebt waren, die wenigen Externen möglichst weitgehend ins Internatsleben zu integrieren, musste ich anfänglich am Sonntag das Hochamt in der Kapuzinerkirche, später noch jeden Monat die nachmittägliche Andacht der Sodalität<sup>6</sup> und schliesslich nur mehr einzelne besonders feierliche religiöse Anlässe

<sup>3</sup> Kollegium Karl Borromäus, geleitet von Benediktinern.

<sup>4</sup> Dr. med. Walter Loser, 23.2.1884–4.11.1940.

<sup>5</sup> 16.6.1891–4.11.1970.

<sup>6</sup> Vereinigung der Schüler und Ehemaligen des Kollegiums zur Pflege des richtigen religiösen Lebens in Ehrung der Gottesmutter Maria, gegründet am 8.12. 1882.

besuchen. Was mir hingegen nicht erlassen wurde, war der Besuch des militärischen Vorunterrichts, der damals noch die im Schulprogramm fehlenden Turnstunden ersetzte. Die Vorunterrichtsübungen standen unter der Leitung von älteren Schülern, die hiezu durch das EMD<sup>7</sup> ausgebildet waren, und fanden jeweils an den schulfreien Nachmittagen statt. In der schneefreien Zeit wurden das Armee-Turnprogramm durchexerziert, Ausmärsche gemacht und die Disziplinen, in welchen bei der Rekrutenaushebung geprüft wurde, irgendwo im Freien geübt: Das Kollegium verfügte damals über keine Turnhalle, und der Fussballplatz war durch das eidgenössische Anbauwerk mit Kartoffeln bepflanzt. Im Winter wurde auf der Matte oberhalb des Klosters Ski gefahren. Den zahlreichen Schülern, welche keine eigenen Skis besaßen, stellte der Vorunterricht klobige Eschenbretter mittelalterlicher Konstruktion zur Verfügung. Meiner erwähnten Agenda ist zu entnehmen, dass ich am 28. Februar 1942 in der Abfahrt vom Kälen<sup>8</sup> zum Kollegi bei einer Laufzeit von einer Minute 25 Sekunden volle 3,9 Sekunden verlor und dennoch Zweiter hinter Hanspeter Amrein<sup>9</sup> wurde, der aus dem familieneigenen Luzerner Sportgeschäft einwandfreie neue Hickory-Skis besass.

Der grosszügige Theatersaal stand dem Kollegi in den ersten Kriegsjahren noch voll zur Verfügung: für die beiden Fasnachtstheater, einerseits das Lustspiel, in welchem sich das Orchester beteiligte, und andererseits die klassische Tragödie, bei der die Blasmusik vor und zwischen den Akten lautstark mit Ouvertüren und Märschen aufwartete; für die Cäcilienfeier und die Aufführung mit dem Chor und Orchester zu Ehren des Guardians; für das besinnliche Spiel, das die Rhetoriker-Akademie<sup>10</sup> im Advent aufführte; für die vor allem religiösen und vaterländischen Vorträge und Filmvorführungen, die das Rektorat veranstaltete, sowie die Anlässe der Kollegi-Vereine, insbesondere des Missionsbundes, der Studentenverbindung «Struthonia» und der Abtinentensektion «Winkelried»; für die Übungen des Turnvereins «Jugendkraft», die auf der Theaterbühne stattfanden; und vielleicht zuletzt noch für das Gedenkspiel zum Bundesjubiläum von 1941, das ein paar Schüler unter der Leitung des begnadeten Deutschlehrers P. Leutfrid Signer<sup>11</sup> gestaltet hatten und in dem ich in der von mir verfassten pathetischen Szene über den Überfall von 1798 den legendären Volksführer Pfarrer Käslin<sup>12</sup> aus Beckenried darstellte. Ab 1942 wurde das Parterre des Theatersaales durch die Armee für die Lagerung von Lebensmitteln beansprucht. Der Saal diente auch dann noch gelegentlich dem Kollegi, indem die Bühne für die Vorführenden zur Verfügung stand, während die Zuschauer oben auf der Empore sich zusammendrängen hatten.

<sup>7</sup> Eidgenössische Militärdepartement.

<sup>8</sup> Liegenschaft oberhalb des Kollgiums St. Fidelis in Stans.

<sup>9</sup> Dr. med. Hanspeter Amrein, 7.8.1923–5.5.1961.

<sup>10</sup> Vereinigung der Schüler der oberen Klassen zur Förderung des wissenschaftlichen Lebens. Sie bestand von 1891 bis 1965.

<sup>11</sup> 28.10.1897–6.5.1963.

<sup>12</sup> Kaspar Joseph Käslin, Pfarrer von Beckenried und Feldpfarrer der Nidwaldner beim Überfall, 19.10.1747–6.7.1830.

Die internen Schüler hatten für das Schuljahr, das Ende September oder anfangs Oktober begann und um den 10. Juli herum schloss, einen Pensionspreis von tausend Franken zu entrichten, zusätzlich wurde ab 1941 gemäss Jahresbericht «für die gegenwärtige Kriegszeit ein Teuerungszuschlag von 7,5 Prozent erhoben.» Sie trafen sich, insbesondere aus den Kantonen Luzern, Aargau, St. Gallen und Solothurn stammend, am Tage vor Beginn des Schuljahres auf der Luzerner Dampfschiffbrücke, um mit dem Schiff nach Stansstad und von da mit dem Engelberg-Bähnchen, vertraulich «Glettyse» bezeichnet, nach Stans zu fahren. Eine richtige Plage war es dann für den Studentenschwarm, die schweren Koffern, in denen sozusagen für das ganze Schuljahr die Kleider und übrigen Utensilien verstaut waren, vom holzverschindelten Bahnhofli über den Dorfplatz und die Mürgg zum Kollegi zu schleppen. Während des Schuljahres konnten die Internen nur zweimal nach Hause zurückkehren: für die Weihnachtsferien, die üblicherweise acht Tage dauerten, wegen der Kohlenknappheit aber auf drei und schliesslich auf vier Wochen verlängert wurden, und für die Osterferien vom Palmsonntag bis zum Weissen Sonntag.

Da man damals in etlichen Kantonen erst mit sieben Jahren in die Primarschule eintreten konnte, und da der Mittelschulunterricht – aufgeteilt in sechs Jahre Gymnasium und zwei Jahre Lyzeum – noch acht Jahre beanspruchte, musste ein grösserer Teil der Schüler bereits nach der 7. Klasse in die Rekrutenschule<sup>13</sup> einrücken. Die Soldaten kehrten dann erst anfangs November ins Kollegium zurück; zudem wurden sie während des Schuljahres für Wochen und Monate zu Grenz- und Bewachungsdiensten aufgeboten. Infolgedessen musste der Unterricht für die beiden obersten Klassen nach besonderem Fahrplan geführt werden; als Mitte Mai 1941 eine weitere Generalmobilmachung erfolgte und viele Söhne von ihren Eltern zur Mithilfe beim Heuen oder bei andern Aufgaben angefordert wurden, schloss das Kollegi vorübergehend seine Pforten. Da ich nach der 7. Klasse die RS absolviert hatte und vor Ende des achten Schuljahres in die Unteroffiziersschule einrücken musste, hatte ich am 26. Mai 1943 mit ein paar Kollegen zusammen die Matura in den Räumen des Kollegiums (statt im feierlichen Rathaus) vorzeitig zu bestehen. Am Abend des gleichen Tages wanderten wir insgesamt 33 Maturanden nach Stansstad, wo wir im «Schützenhaus» als bescheidenen Ersatz für eine Maturareise – immer gemäss meiner Agenda – in gemütlichem Zusammensein einen «Vorkriegs-Festschmaus» vorgesetzt erhielten.

Im Kollegium wie ausserhalb seiner Mauern haben wir den Verlauf des gigantischen Ringens in der Nähe um unser Land herum und weitab in den Steppen Russlands, in den verschneiten Wäldern von Finnland, in den afrikanischen Wüsten, in der Unendlichkeit des Pazifiks mit steter Spannung verfolgt: tief erschüttert bei Kriegsbeginn, hoffend in den mittleren Kriegsphasen und aufatmend gegen Kriegsende. Dabei glaube ich, dass wir (trotz der verlogenen deutschen Propaganda und der beidseits entstellenden Kriegsberichterstattung) durch die Radionachrichten der Depeschenagentur und durch die Berichte unserer Zeitungen, die wegen der

<sup>13</sup> Sie dauerte 17 Wochen.

Verfügungen der Zensurbehörden immer wieder unbedruckte weisse Flächen aufwiesen, uns ein sachliches Bild vom Verlauf des Kriegsgeschehens machen konnten. Wenn wir Jungen, geblendet vielleicht durch die Erfolge des nationalsozialistischen Systems in der Bekämpfung der damaligen Arbeitslosigkeit oder durch fortschrittliche Unternehmen wie den Bau der grosszügigen Reichsautobahn oder durch die propagandistisch hochgespielten Leistungen der deutschen Athleten um den Läuferweltmeister Rudolf Harbig<sup>14</sup>, anfänglich durch die deutschen Siege nicht unbeeindruckt blieben, mussten wir an den Hasstiraden der Reden von Hitler und Goebbels, an den bekannt werdenden Judendeportationen und an den nach und nach durchsickernden Meldungen aus den Konzentrationslagern das wahre Gesicht des Nationalsozialismus und der mit ihm verbundenen Achsenmächte doch mehr und mehr erkennen. Dazu trugen die Äusserungen von besonnenen Eidgenossen, etwa von Prof. Jean Rodolphe von Salis<sup>15</sup> in der Weltchronik von Radio Beromünster am Freitagabend oder von Albert Oeri<sup>16</sup> in den sonntäglichen Leitartikeln der «Basler Nachrichten», und emotionale Eindrücke, wie der Höhenweg der Landesausstellung von 1939 in Zürich oder das Bundesfeierspiel von Cäsar von Arx<sup>17</sup> für das 650-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft 1941, nicht unwesentlich bei. Es waren aber auch uns nahe stehende Personen von Autorität – bei mir zum Beispiel mein nüchterner Vater oder der bekannte Rechtsprofessor Alfred Siegwart<sup>18</sup>, in dessen Haus ich während meiner Freiburger Zeit wohnte –, die uns den Wert von Freiheit und Unabhängigkeit wachriefen. Dass die kirchlichen Kreise, so der geistreiche Stanser Rektor und Kapuziner P. Leutfrid Signer oder unser populärer Ortspfarrer Josef Ifanger, ein begeisterter Feldprediger, die vaterländische Gesinnung kräftig unterstützten, hatte mit zur Folge, dass die Gläubigen so oft zur Kirche strömten, wie seither bei weitem nicht mehr. Zur gleichen Zeit hatten unsere Kapuziner eine Rekordzahl von Klostereintritten zu verzeichnen, und die Priesterseminarien unserer Diözesen nahmen zeitweise zu einem Numerus Clausus Zuflucht, indem sie nur Kandidaten zulassen, die sich über einen gehobenen Durchschnitt der Maturanote ausweisen konnten.

Natürlich erlebten wir den Krieg nicht nur theoretisch am Radio und in den Zeitungen, sondern spürten ihn doch – wenn auch im Vergleich zu den Kriegführenden in sehr verschonender Weise – auf direkte Art: Wir Soldaten erhielten, manchmal ein paar Wochen voraus, immer wieder Aufgebote für Ablösungsdienste unserer Einheit, deren zum voraus nicht bestimmte Dauer ein paar Wochen, aber auch Monate betragen mochte. Aufregender waren Aufgebote zu den Kriegsmobilmachungen, denen man bereits am nächsten oder übernächsten Tag zu folgen hatte. Sie erfolgten dann, wenn das Kriegsgeschehen sich in die Nähe unserer Grenzen verschoben hatte und man das Übergreifen auf unser Territorium befürchten musste. Der Militärdienst – der für manche von uns während der Kriegszeit insge-

<sup>14</sup> 8.11.1913–5.3.1944 (an der Ostfront).

<sup>15</sup> Historiker und Publizist, geb. 12.12.1901.

<sup>16</sup> Journalist und Politiker, 21.9.1875–22.12.1950.

<sup>17</sup> Dramatiker, 23.5.1895–14.7.1949.

<sup>18</sup> 30.8.1885–29.8.1944.

samt zwei volle Jahre oder mehr beanspruchte – stellte für die Dienstpflichtigen ein bedeutendes Opfer dar: Abgesehen von der oft drückenden Spannung, allenfalls doch noch ins Kriegsgeschehen hineinzugeraten, mussten wir uns damit abfinden, Stellungen in Grenznähe zu besetzen, in Manövern den Einsatz der Truppen zu üben, in langen Märschen Verschiebungen vorzunehmen, uns nötige Waffenkenntnis anzueignen oder unverständlicher Korpsschulung zu obliegen – wo wir doch unbedingt im zivilen Beruf unsere Aufgaben hätten erfüllen wollen. In unseren Läden standen die Ehefrauen hinter dem Ladentisch, wo wir sonst vom Ehemann bedient wurden; in unseren Ställen hatten Schulbuben anstelle des abwesenden Vaters die Kühe zu melken; und im sonntäglichen Gottesdienst waren es zeitweise nur mehr Knaben und ältere Männer, welche auf der Männerseite in den Kirchenbänken knieten.

In Beckenried wurden zahlreiche Ferienwohnungen, in denen zuvor während der Sommermonate Franzosen, Deutsche, Belgier, Holländer sich einzumieten pflegten, vielfach ganzjährig an Schweizer Familien aus Grenznähe vermietet. Diese lagerten in unseren Kellern die Dinge ein, die sie in Sicherheit wissen wollten. Als an Pfingsten 1940 die Gefahr für unser Land besonders bedrohlich erschien, bewegte sich Tag und Nacht – allenfalls mit dem letzten Rest der aufgesparten bescheidenen Benzinration – von Basel in die Innerschweiz eine Kolonne von Wagen, in denen die Väter ihre Frauen und Kinder und Haustiere aus der engsten Gefahrenzone wegbringen wollten. Ich erinnere mich, dass in meinem Dorf die Basler Familien, die es sich leisten konnten, mit Ausnahme des Vaters den ganzen Sommer und Herbst verblieben; die Kinder gingen hier zur Schule und erhielten zusätzlich Privatunterricht, um nicht des heimischen Schulstoffes verlustig zu gehen. In unseren Hotels, in denen zuvor hauptsächlich Ausländer abgestiegen waren, fanden sich nur mehr wenige einheimische Gäste ein; grosse Häuser blieben während Jahren geschlossen. Einen gewissen Ausgleich suchte die Armee zu schaffen, indem sie Hotels für Kurse beanspruchte oder als Flüchtlingslager einrichtete oder in Militärsanitätsanstalten verwandelte. Für die einzigen Nächte, die ich mein Lebtage im vornehmen Luzerner Palace verbrachte, kam das EMD – in einem Kaderkurs betreffend Anforderungen des Wachtdienstes – auf.

Damit unser Land den Flugzeugen der Kriegführenden nicht als Fixpunkt in der Nacht dienen sollte, wurde die allgemeine Verdunkelung angeordnet. Unsere Frauen fertigten schwarze Vorhänge an, mit denen die Fenster der Häuser vom Einbruch der Dunkelheit an verhängt wurden. Unsere Dampfschiffe glitten als dunkle Geisterschiffe über das Wasser. In die Taschenlampen hatten wir blaue Lämpchen einzuschrauben, und über meine Velolampe hatte ich ein dunkles Tüchlein, festgehalten durch einen Gummiring, zu stülpen, so dass der verbleibende fahle Lichtstrahl gerade noch den Boden vor der Lenkstange erreichte.

Die Verdunkelung zu kontrollieren und für deren peinliche Einhaltung besorgt zu sein, war eine Hauptaufgabe der Ortswehr. Diese setzte sich aus den Jugendlichen ab 16 Jahren und jenen Männern zusammen, die aus gesundheitlichen Gründen oder altershalber nicht in der Armee dienstpflichtig waren. Sie war bewaffnet und dürftig

uniformiert, wurde militärisch geschult, stand ständig auf Pikett und führte in der Nacht ihre Patrouillengänge durch das Dorf aus. In den grösseren Ortschaften hatte offenbar der Luftschutz die Verdunkelung zu überwachen. Berühmt wurde jene Gruppe des Stanser Luftschutzes, die von Korporal Anton Flüeler<sup>19</sup>, dem Maler und Tänzer, geleitet wurde. Der in waschblaue Uniformen gekleideten Gruppe gehörten so bekannte Künstler wie der Bildhauer Hans von Matt<sup>20</sup>, der Musiker Albert Jenny<sup>21</sup> sowie der Bildhauer Albert Schilling<sup>22</sup> an. Hans von Matt konnte es seinem Kollegen Toni Flüeler sein Leben lang nicht ganz verzeihen, dass er seine Führungsaufgabe so übertrieben ernst nahm und die Gruppe so blödsinnig militärisch zu führen versuchte. Andererseits gab ihm der wochenlange nächtliche Pikettdienst die Möglichkeit, im Luftschutzkeller die alten Briefe und Urkunden des UGR<sup>23</sup>, die er aus dem Staatsarchiv entführt hatte, durchzuackern. Daraus ist die wertvolle Geschichte der Fasnachtsgesellschaft zu Ehren des Schutzgottes Bacchus und Reichsbruderschaft S. Mariae und S. Sebastiani entstanden<sup>24</sup>. Sie mag als erste umfassendere Arbeit wesentlich dazu beigetragen haben, dass dem anerkannten Bildhauer von Matt der Zugang zur ebenso erfolgreichen Schriftstellerei geöffnet wurde.

Weil schon damals viele Ausländer bei uns wohnten und weil man mit der Einbürgerung, für welche bei uns noch die Landsgemeinde zuständig war, sparsamer umging als heute, kam es vor, dass der eine oder andere unserer Schulkameraden zum Militärdienst in sein deutsches oder italienisches Heimatland einzurücken hatte. Wir lauschten ergriffen, wie der Präses der Marianischen Kongregation an Mariä Empfängnis im Studiensaal des Kollegiums die Briefe vorlas, in denen Studienfreunde, die sich im Russland-Feldzug befanden, ihr Sodalengelübde erneuerten. Ich blieb in brieflicher Verbindung mit einem deutschen Kameraden aus der Primarschulzeit, der 1941, nachdem er zuvor die Matura bestanden hatte, ins deutsche Heer eingezogen wurde. Er wurde im ersten Halbjahr 1942 zum Fahrer der Fliegertruppen ausgebildet. Er war dann als Gefreiter insbesondere im Nordosten des Reiches, aber auch auf Sardinien und Korsika stationiert, um nach mehrmaligen Lazarettaufenthalten wegen Malaria und andern Krankheiten sowie leichteren Verletzungen gegen Ende des Krieges zur Panzerwaffe umgeschult und gegen den russischen Feind eingesetzt zu werden. Seine Briefe, die zensuriert waren und deshalb fast nur von den kleinen Dingen des militärischen Alltags erzählten und sich einlässlich nach dem erkundigten, was wir in unserem Paradies erlebten, trafen bis Ende 1944 mit erstaunlicher Regelmässigkeit ein. Der Freund verstummte dann vollständig, bis im Frühjahr 1946 sein erster Bericht aus französischer Gefangen-

<sup>19</sup> 14.9.1898–21.10.1960.

<sup>20</sup> 7.5.1899–8.11.1985.

<sup>21</sup> Komponist und Dirigent 24.9.1912–22.3.1992.

<sup>22</sup> 21.3.1904–30.7.1987.

<sup>23</sup> Der Unüberwindliche Grosse Rat von Stans (UGR) ist eine ins 15./16. Jahrhundert zurückreichende Vereinigung der regierenden Geschlechter.

<sup>24</sup> Hans von Matt. Der Unüberwindliche Grosse Rat von Stans. In: *Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde* 7 (1943), S. 119–147; 8/10 (1944/46), S. 164–205 und 15/16 (1951/52), S. 145–158. So wie in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 44 (1947). Zusammengefasst: Hans von Matt. *Der Unüberwindliche Grosse Rat von Stans*. Stans 1971.



schaft eintraf. Wie er mir später berichtete, war es das Bestreben seiner Truppe, nach verlorenem Krieg sich möglichst von den Russen abzusetzen, um in die Gefangenschaft eines der westlichen Alliierten zu gelangen. Dort verblieb er zwei Jahre, bis er nach zweimaliger dramatischer Flucht in der nahen Schweiz Aufnahme fand und sein Studium sechs Jahre nach der Matura an der Eidgenössischen Technischen Hochschule aufnehmen konnte.

Das Kriegsende erlebten wir besonders eindrücklich, weil die alliierten Truppen bei ihrem Vorstoss im Jura und im Elsass bis nahe an die Schweizergrenze herankamen. In Basel konnte man öfters das Donnern der Kanonen und Krachen der Bomben vernehmen; und von unserem Klewen-Huisli aus blickten wir abends voller Schrecken in das Flammenmeer, welches die alliierten Bomben im grenznahen Deutschland anrichteten. Der Luftkrieg hatte schon seit langem seine schwarzen Schatten auch über unsere Grenzen geworfen: Immer wieder gab es Luftalarm, weil fremde Flugzeuge unser Land überflogen. In unseren Zeitungen erschienen fast regelmässig Berichte, dass unsere Flugabwehr Flugzeuge einer Kriegspartei zum Landen gezwungen, dass ein beschädigter Bomber auf unserem Territorium Zuflucht gesucht, dass gar irrtümlich abgeworfenen Bomben in Schaffhausen, Basel und anderswo schweren Schaden an Menschen und Gebäuden angerichtet hatten.

Was man in den eigenen vier Wänden natürlich besonders zu verspüren bekam, war die Lebensmittelrationierung: Da wir auf das angewiesen waren, was wir in unserem Lande selbst erzeugten, und was man aus den vom Krieg geplagten Nachbarländern zu uns durchliess – die gesamte Einfuhr an Lebensmitteln und Getreide schrumpfte auf weniger als einen Fünftel zusammen –, verschwanden immer mehr der gewohnten Produkte von unseren Tischen. Und das, was wir noch erhielten (Brot, Milch, Fleisch, Käse, Mehl, Zucker, Schokolade usw.), wurde uns durch die Coupons der Lebensmittelkarte in immer kleineren Mengen und immer engerer Auswahl zu dem von der Preiskontrolle festgelegten Preis zugeteilt. So erhielten wir nur noch ein dunkles Einheitsbrot, das vor dem Verkauf mindestens 24 Stunden gelagert werden musste. Diese Lage veranlasste unsere Mütter, Wirte, Bäcker, Lebensmittelhändler, nach Ersatzprodukten Ausschau zu halten und Speisen phantasievoll (und oft auch arbeitsintensiv) mit Zutaten zu strecken und mit Ingredienzen anzureichern, die durch Medien, Kochkurse, mündliche Rezepte weiterempfohlen wurden. Jedermann stellte die rationierte Milch in einer Schüssel vors Fenster, um sie am nächsten Morgen zu entrahmen; der gewonnene Rahm diente als Schlagsahne zur Aufwertung des Sonntagsdesserts oder wurde in einer Ovomaltine-Büchse geschüttelt, bis er sich zur Butter ballte.

Im Herbst wurde zu den Äpfeln, Birnen und Zwetschgen, die der eigene Garten lieferte, Obst von den hiesigen Bauern zugekauft. Was nicht in den sogenannten Hurden im Keller zur Lagerung kam, brachten wir im Leiterwagen zum EW Beckenried<sup>25</sup>, droben am Mühlebach; im dortigen Ofen wurde es fachmännisch ge-

<sup>25</sup> Elektrizitätswerk der Gemeinde Beckenried, seit 1897 in Betrieb.

dörret. Aus den Dörribirnen bereitete Mutter die herrlichen Birnenweggen, die ich als Zwischenverpflegung auf den Schulweg mitbekam. Darauf pflegte ich allerdings am Freitag zu verzichten; denn an diesem Tag bot Martheli Zimmermann<sup>26</sup> – die jetzige Frau von Dr. Karl Flüeler<sup>27</sup>, dem Ehrenmitglied des Historischen Vereins von Nidwalden – in der Bäckerei beim Stanser Rathaus den weltbesten Nussgipfel an, wofür ich in grosszügiger Geste 25 Rappen meines damaligen wöchentlichen Sackgeldes von einem Franken auszugeben bereit war.

In die Anbauschlacht, die unter der Leitung des ETH-Professors und späteren Bundesrates Friedrich Traugott Wahlen<sup>28</sup> stand, fühlte sich jedermann einbezogen. Nicht nur auf den öffentlichen Plätzen und in den Parks und Anlagen unserer Städte und Dörfer, sondern auch in den privaten Gärten mussten aufgrund der Mehranbau-Vorschriften die Blumenbeete und Grasflächen mehr und mehr den Pflanzplätzen für Gemüse jeder Art weichen. Nachdem das Stansstader Ried kurz vor dem Krieg im Rahmen eines amtlichen Arbeitsbeschaffungsprogrammes kolmatiert worden war, wurden mit Hilfe der Stadt Zürich die Riedflächen von Ennetmoos entwässert und in Ackerland verwandelt. Im Kollegi wurden zur Zeit der Heuernte für die verschiedenen Klassen einzelne Tage schulfrei erklärt; die Schüler hatten in Stans und Oberdorf bei den Bauern mitzuhelfen. Das Arbeitsamt Nidwalden bot die hiesigen Schüler während der Ferienzeit zum obligatorischen Landdienst auf. Mutter zog in den Töpfen, in denen zuvor Blumen wuchsen, wohlschmeckende Tomaten. Ich musste den harten und kargen Boden neben unserem Klewen-Huisli durchspaten und von den vielen Steinen befreien; mein Vater behauptete, dass die dort – auf einer Höhe von 1600 Metern über Meer – gezogenen Kartoffeln und Karotten besonders schmackhaft und kräftig gerieten.

Wohl den grössten Gegensatz zu unserer heutigen Verhaltensweise würden wir Verwöhnte erfahren, wenn wir die Kälte des Winters, die in den Kriegsjahren besonders ausgeprägt schien, nochmals unter den damaligen Verhältnissen erleben müssten. Kohle war immer weniger erhältlich, das Heizöl ohnehin noch kaum in Gebrauch. So waren wir fast ausschliesslich auf das rationierte Holz aus unseren Wäldern angewiesen. Dieses diente übrigens auch zur Anfeuerung der sogenannten Holzvergaser, der wenigen Autos, die nach dem Wegfall des Treibstoffes tackernd und dampfausströmend noch auf unseren Strassen verkehrten. Daneben wurden aus gepresstem Sägemehl oder Papier hergestellte Briketts und Torf als Heizmaterial angeboten. Da mir als einzigem Buben unserer Familie das Aufbereiten der Holzteile, die wir von der Korporation Beckenried zugeteilt erhielten, übertragen war, musste ich – aus meiner Agenda zu schliessen – einen wesentlichen Teil meiner Freizeit für das Zersägen, Spalten und Aufbeigen des Holzes verwenden. Dabei betrachteten wir es als gegeben, dass wir mit dem alten grünen Kachelofen, der mit Sägemehl und Holz erhitzt wurde, das Büro meines Vaters, und mit dem tragbaren Eisenofen, der mit meinen Holzscheiten vorlieb nehmen musste, unser Esszimmer

<sup>26</sup> Geb. 22.2.1919.

<sup>27</sup> Alt Staatsanwalt, geb. 26.6.1922.

<sup>28</sup> 10.4.1899–7.11.1985.

erwärmten, während die übrigen Räume ungeheizt blieben. Ungeheizt ohne Ausnahme waren damals auch noch unsere Kirchen. Für die geheizten Räume galt eine Höchsttemperatur von 18 Grad Celsius, später von nur mehr 17 Grad, als zulässig. Als weitere Brennstoffsparmassnahme war angeordnet, dass die Ladengeschäfte nur von 8.30 bis 19 Uhr und die Wirtschaften nur von 9 bis 23 Uhr geöffnet werden durften und dass die Schulen am Samstag geschlossen bleiben mussten.

Fast sechs Jahre lang lebten wir zusammengerückt in unserer Eidgenossenschaft. Unsere körperliche Bewegungsfreiheit musste sich in den engen Grenzen dieses Landes halten. Wenn wir Freiburger Juristen ein auswärtiges Semester einschalten wollten, konnte das nicht wie früher in Wien, München oder Paris, sondern nur an einer anderen schweizerischen Universität geschehen. Wenn das Nidwaldner Obergericht zwecks Leerung der Gerichtskasse ein Reislein plante, lag das Ziel nicht in Strassburg oder Mailand, sondern in Schaffhausen oder Lugano. Wenn meine Eltern sich ein paar Ferientage gestatten wollten, sass mein Vater über der Karte von Graubünden oder jener vom Wallis. Da immer weniger Verkehrsträger zur Verfügung standen, entdeckten immer mehr Leute – auch solche, deren Sportlichkeit kaum ausser Zweifel stand – das Velo als ideales Beförderungsmittel. Meine Eltern, Tanten und Onkeln erschienen mit dem Fahrrad zu den gegenseitigen Besuchen. Wir pedalteten im Familienverband wallfahrend nach Einsiedeln und fuhren per Velo nach Luzern zum Festwochenkonzert im Kunsthaus oder zur Oper im Stadttheater. Dabei pflegte ich zu diesem Zweck den besseren Anzug im Kofferchen auf dem Gepäckträger mitzuführen, um mich dann an einem stillen Ort für das Ereignis entsprechend herauszuputzen. Der schon erwähnte Toni Flüeler erschien mit einem besonders elegant gestylten Rad italienischer Herkunft im Sommer regelmässig bei uns, um von unserem Seegarten aus sein geschätztes Bad zu nehmen. Und Hans von Matt erzählte begeistert von den Ferienerlebnissen, die er mit seiner Frau Annemarie<sup>29</sup> zusammen per Velo auf Nebenwegen im Tessin gemacht hatte. Es gab Leute, die es so weit trieben, dass die Obwaldner Polizei im September 1940 den Auftrag erhielt, gegen die unanständige Bekleidung beim Radfahren einzuschreiten! Für uns Junge gab es natürlich keine eidgenössische Destination, die wir nicht per Velo zu erreichen vermochten. Nach einer in der besagten Truhe gefundenen Abrechnung führte mich die Heimfahrt vom Cour de Vacances der Ecole Supérieur de Commerce de Neuchâtel vom 16. bis 20. September 1941 von Neuenburg über Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Chur, Oberalp und Altdorf nach Beckenried zurück. Dank etlichen Besuchen bei Verwandten und Bekannten zwecks Speisung und Nachtlager hatte ich für das ganze Unternehmen insgesamt nur Fr. 35.80 ausgegeben. Per Velo fuhren wir von der Kaserne in den Urlaub. Mit Hilfe des Rades lernten wir in der Umgebung von Freiburg jene Wirtschaften kennen, in denen einerseits Qualität und Quantität des Gebotenen unseren Ansprüchen genügten und andererseits sowohl der geforderte Konsumationspreis als auch die geforderten Lebensmittelcoupons unsere bescheidenen studentischen Möglichkeiten nicht überstiegen.

<sup>29</sup> Geborene Gunz, bildende Künstlerin, 10.4.1905–27.11.1967.

Sämtliche Orientierungssignale – Ortschaftstafeln, Wegweiser, Distanzanzeigen – waren schon zu Kriegsbeginn von den Strassen entfernt worden. Dem gleichen militärisch-strategischen Ziel wie die Beseitigung der Strassensignalisation sollte auch der Umstand dienen, dass die meteorologische Zentralanstalt ihre Dienste voll dem Generalstab zur Verfügung stellen musste und in den Zeitungen nurmehr begrenzte Angaben über das Wetter erscheinen durften. So brachte zum Beispiel das Luzerner «Vaterland» zwar zu Monatsbeginn eine recht aussagekräftige «Meteorologische Rückschau» auf das Wetter des vergangenen Monats. Das momentane Wetter musste sich mit höchstens zwei Zeilen, ohne Überschrift, rechts unten auf der dritten Zeitungsseite begnügen. Die Aussage lautete am 2. Januar 1945 lakonisch: «Bisenlage, noch einige Schneefälle, besonders im Osten» oder am 1. Juli 1942: «Ohne wesentliche Änderung, wärmer.» Das Ganze stand eben unter dem Gebot: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat». Dieses Gebot wurde einem auf grossen und kleinen Plakaten allüberall eingehämmert – auf der Schwarzen Tafel vor der Kirche, in der Wirtsstube des Hotels Mond, auf der Gemeindeganzlei, beim Coiffeur Amstad am Dorfplatz.

Das Zusammengerücktsein im gleichen verengten Lebensraum und das Bewusstsein, dass unser gemeinsames Schicksal auf dem Spiel stand, stärkten in uns das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Hilfsbereitschaft. Wir haben diese Solidarität über alle Volksschichten hinweg insbesondere im Militär erlebt: Wo wir auf Märschen oder in Manövern hinkamen, wurden wir aus der Kälte in einen warmen Raum aufgenommen, an heissen Tagen mit einem kühlen Getränk erfrischt, in der Reifezeit mit frischem Obst bedient. Wenn wir als Unteroffiziere im Grenzdienst im Tessin, in Baselland oder im Jura ein Quartier suchten, fanden sich sofort Familien, die zusammenrückten, um uns einen angemessenen Schlafraum zur Verfügung zu stellen. Und der Pöstler hatte für die Kompanie oft ganze Berge von Soldatenpaketen zu verteilen, in denen uns die zu Hause und Verwandte und Freunde die köstlichen Dinge schickten, die sie vom eigenen Tisch erspart hatten. Offiziellen Ausdruck fand unsere gegenseitige Hilfsbereitschaft in der Schweizerischen Nationalspende, für die allenthalben gesammelt wurde, unsere Vereine Wohltätigkeitsveranstaltungen durchführten, unsere Behörden auf ihr Taggeld verzichteten. Die Solidarität spürten wir natürlich auch innerhalb der Truppe, in der wir gemeinsam Wochen und Monate verlebten, gemeinsam die Strapazen schlafloser Manöver und die Schwielen ermüdender Märsche erlitten, gemeinsam uns nach dem nächsten Urlaub und schliesslich dem Ende des sinnlosen Krieges sehnten.

Wenn man heute manch Kritisches zu unserer Haltung gegenüber Flüchtlingen und Verfolgten äussert, ist das hinsichtlich der offiziellen Politik der Schweiz berechtigt. Als Bürger dieses Landes erhielten wir den Eindruck, dass wir, ein Volk von vier Millionen Einwohnern, gegenüber den 300 000 Schutzsuchenden, die länger oder nur vorübergehend bei uns waren, und gegenüber den Menschen, die im Ausland Not litten, unser Möglichstes taten: Als das finnische Volk 1939 durch den sowjetischen Angriff in den von ihm unter Feldmarschall Mannerheim heldenhaft geführten Winterkrieg hineingezogen wurde, fand das Schweizer Hilfswerk für Finnland aus allen Volkskreisen selbstlose Unterstützung. Als die ins Heer der Al-

liierten integrierte 2. polnische Schützendivision nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 in die Schweiz übergetreten war und hier bis Ende des Krieges interniert wurde, stiessen die Polen auf grosse Hilfsbereitschaft. Ich sehe meine Tante, die jahraus, jahrein für die polnischen Soldaten strickte, sparte und sammelte, und den sonntäglichen Mittagstisch bei der Familie Siegwart in Freiburg, zu dem polnische Studenten geladen wurden. Bleichsüchtige Kinder aus dem Elsass und aus Südf frankreich fanden während der Sommerferien in unserer Familie Aufnahme; sie wurden gesund gepflegt und nach tränenvollem Abschied mit roten Backen und auf Kosten unserer Textilcoupons mit prallgefüllten Koffern nach Hause entlassen. Im Herbst 1944 hatte ich als Korporal ein Lager italienischer Juden im Luzerner Hotel Gütsch zu bewachen. Anschliessend folgte ein Dienst im Lager von politischen Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei im damaligen Gasthaus auf dem Dietschi-berg; in meiner Erinnerung blieb ein Mädchen namens Benesch haften, das die Nichte des von den Nazis beseitigten Staatspräsidenten<sup>30</sup> gewesen sein soll und mit dem ich lateinische Verben repetierte.

In der Eidgenossenschaft führte das solidarische Bewusstsein – das insbesondere auch der populäre und allerorten gegenwärtige General Henri Guisan gefördert haben mag – zu einem politischen Zusammenschluss, der 1943 durch den Eintritt des ersten Sozialdemokraten in den Bundesrat unterstrichen wurde. Inwiefern sich das Kriegserlebnis auf die Politik der in unserem Kanton lebenden 17 000 Menschen auswirkte, möchte ich nicht aus dem Handgelenk beurteilen. Einerseits bildeten sich die gehässigen Gegensätze, die in der bewegten Bannalzeit entstanden waren, immer mehr zurück. Bei den Ersatzwahlen in den Regierungsrat wurden 1940 Gerichtsschreiber Dr. Josef Odermatt<sup>31</sup> aus Buochs, 1943 Posthalter Otto Wymann<sup>32</sup> aus Beckenried und 1945 Versicherungsagent Remigi Blättler<sup>33</sup> aus Hergiswil nicht, wie das zuvor Voraussetzung gewesen war, wegen ihrer Verdienste um Bannalp, sondern als Vertreter ihrer Parteien – und offenbar unter gegenseitiger Absprache dieser Parteien – in die Exekutive gewählt. Ob die 1940 erfolgte Anerkennung der reformierten Kirchgemeinschaft als öffentlich-rechtliche Körperschaft ebenfalls mit einem sozialen Sinneswandel der konservativ eingestellten Männerwelt zu begründen ist, möchte ich offenlassen. Andererseits sind mir von den ersten Landsgemeinden, die ich erlebt habe, die heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und der neu gegründeten und kräftig agierenden sozialdemokratischen Partei in frischer Erinnerung geblieben. Die beiden Protagonisten, Landammann und Ständerat Remigi Joller<sup>34</sup> auf der einen und der spätere Zürcher Nationalrat Max Arnold<sup>35</sup> auf der andern Seite, setzten jedes Jahr an einem anderen Objekt ihre

<sup>30</sup> Eduard Benesch, 28.5.1884–3.9.1948.

<sup>31</sup> 30.11.1892–14.12.1977.

<sup>32</sup> 10.6.1886–18.4.1954.

<sup>33</sup> 19.12.1899–27.10.1975.

<sup>34</sup> 31.8.1891–5.3.1960.

<sup>35</sup> Geb. 1909.

homerischen Streitgespräche fort. 1944 stand ihnen hiefür zum ersten Mal ein Lautsprecher zur Verfügung.

Das Zusammengerücktsein hatte auch zur Folge, dass sich die geistigen und künstlerischen Kräfte näher und näher zusammenfanden. Da die Musiker und Bühnenkünstler, von denen etliche aus ideologischen Gründen oder vor allem wegen ihrer nicht arischen Herkunft aus dem Nazibereich zu uns geflüchtet, auf unser Land angewiesen und noch weniger zahlreich waren als heute, lernte man sie im einzelnen kennen aus Sendungen am Radio (das seinen Kulturauftrag noch ernst nahm), aus Aufführungen in Theater und Konzert, aus Rollen im Film. So sind mir der Peer Gynt von Leopold Biberti<sup>36</sup> und der Tell von Heinrich Gretler<sup>37</sup>, das Gretchen von Margrit Winter<sup>38</sup> und der Mephisto von Ernst Ginsberg<sup>39</sup>, der glucksche Orpheus der früh erkrankten Altistin Elisabeth Gehri<sup>40</sup>, das Klavierspiel des in Hertenstein wohnenden Edwin Fischer<sup>41</sup> unvergessen geblieben. Sie alle trugen durch ihr Wirken dazu bei, unser Eigenbewusstsein und unseren Willen zur Selbstbehauptung, die sogenannte geistige Landesverteidigung, zu stärken. Dies erreichten auf populärer Ebene andere noch vermehrt: etwa Annemarie Blanc<sup>42</sup> als Gilberte de Courgenay oder Zarli Carigiet<sup>43</sup> in einer Nummer des Cornichon<sup>44</sup> – oder auf wesentlich anderer Stufe die Geschwister Schmid<sup>45</sup> mit dem banalen «Stärnli z’Nacht» oder Teddy Stauffer<sup>46</sup> mit dem schmelzenden «Margritli und d’Soldate».

Diese Rückschau hätte Jakob Wyrtsch<sup>47</sup>, der vor 15 Jahren verstorbene Psychiatrieprofessor an der Universität Bern und Stanser Privatgelehrte, halten sollen. Wir alle wären aus Spannung und Schmunzeln nicht mehr herausgekommen. In der Gedenkfeier zum 100. Geburtstag, die der Historische Verein Nidwalden vor drei Jahren veranstaltete, habe ich dargelegt, wie Jakob Wyrtsch in seinem letzten Buch mit dem Titel «Freunde aus der Urschweiz» die Verbundenheit der damaligen reichen innerschweizerischen Kulturszene unterstreicht. Im Kapitel, in welchem er Leben und Werk des Juristen und Kulturförderers Hermann Stieger<sup>48</sup> beschreibt, lässt er diesen auf den Dampfschiffsteg von Brunnen treten und mit schweifendem Blick in einem beeindruckenden Bild die zahlreichen Freunde aufreihen, die rings um diesen See herum wohnen und ihr verdienstvolles kulturelles Wirken entfalten.

Ich hatte das Glück, durch die Familie meines Vaters etliche mit der innerschweizerischen Kultur verbundene Freunde und Bekannte persönlich kennen zu

<sup>36</sup> Schauspieler, 18.9.1894–24.11.1969.

<sup>37</sup> Schauspieler und Kabarettist, 1.10.1897–30.9.1972.

<sup>38</sup> Schauspielerin, geb. 13.11.1917.

<sup>39</sup> Schauspieler und Regisseur, 7.2.1904–3.12.1964.

<sup>40</sup> 1917–1977

<sup>41</sup> Pianist, 6.10.1886–24.1.1960.

<sup>42</sup> Schauspielerin, geb. 2.9.1918.

<sup>43</sup> Schauspieler, eigentlich Balthasar Anton, 5.8.1907–6.5.1981.

<sup>44</sup> Politisches Cabaret in Zürich.

<sup>45</sup> Gesangstrio: Klärli Schmid, 1917–1978, Werner Schmid, geb. 1926, und Willy Schmid, geb. 1928.

<sup>46</sup> Ernst Henry Stauffer, 2.5.1909–27.8.1991.

<sup>47</sup> 12.6.1892–29.1.1980.

<sup>48</sup> 14.3.1902–13.10.1964.

lernen. Bei meinem Onkel P. Fintan Amstad<sup>49</sup>, Naturgeschichtslehrer und Faktotum am Altdorfer Gymnasium, erlebte ich die Diskussion mit Heinrich Danioth<sup>50</sup>, dem Urner Maler, über die Restaurierung der Studentenkapelle; mit P. Fintan pilgerte ich nach Sisikon, wo wir im Pfarrhaus von Walter Hauser<sup>51</sup>, dem hymnischen Dichter, zu Kaffee geladen waren. Mit Tante Regina Amstad<sup>52</sup>, der Kunstgewerblerin, suchte ich per Velo den Megger Pfarrer Alois Suess<sup>53</sup>, Vorstandsmitglied der St.-Lukas-Gesellschaft, auf, um das von diesem vermittelte wertvolle Futter für das Huhn Genoveva abzuholen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir zusätzlich den gleicherorts wohnenden Schriftsteller Ernst Zahn<sup>54</sup>. Im März 1942 habe ich eine Skitour vom Klewen auf den Glattingrat zusammen mit dem Luzerner Kunstmaler Hans Erni<sup>55</sup> notiert. Damals gab es auf dem Klewen noch keinen Skilift; der auf der Ergglen wurde zu Weihnachten 1943 eröffnet. Skifahrend traf Prof. Dr. Georg Stafelbach<sup>56</sup>, der Luzerner Chorherr und Religionslehrer, Kunstsammler und Mundartdichter, im benachbarten urgrosselterlichen Biedermeier Haus ein, das von zwei Tanten und meinem Onkel Dr. Franz Amstad<sup>57</sup>, dem Hinterglasmaler, bewohnt wurde und den übrigen Angehörigen in einer Form von familiärem Kommunismus als Stätte für gemeinsame Treffen und Ferienaufenthalte diente; der sportliche Stafelbach pflegte mit den Fellen von Niederrickenbach zum Brisenhaus aufzusteigen und von dort die Abfahrt nach Beckenried zu machen. Die Klewenabfahrt zeigte sich in den Kriegswintern von ihrer besten Seite: Am 12. März 1942 notierte ich, dass ich seit Mitte Dezember mit den Skiern immer zu Boden gefahren sei. Mein erwähnter Onkel Franz besass die Gabe, dass er gleichzeitig seiner Malerarbeit obliegen, eine Bach-Kantate geniessen und mit einem Besucher eifrig über Hitlers Krieg und die letzte Predigt des Innsbrucker Kapuziners Heinrich Suso Braun<sup>58</sup> diskutieren konnte. Er tat das ausgiebig mit seinen vielen Besuchern, etwa mit Kuno Müller<sup>59</sup>, dem historischen Essayisten aus Luzern, oder mit Frau Marie Odermatt-Lussy<sup>60</sup>, der gesprächigen Volkskundlerin aus Stans, für die er vielleicht gerade eine Bauerntruhe bemalen sollte.

In den besonders schönen Kriegssommern trafen sich ungezählte Freunde und Bekannte auf unserer Seeterrasse zu einer Tasse Tee. Die Musiker, die im Luzerner Festspielorchester mitmachten, die in Luzern wirkende Stanser Pianistin Anni En-

<sup>49</sup> 25.7.1888–21.7.1973.

<sup>50</sup> 1.5.1896–3.11.1953.

<sup>51</sup> 4.10.1902–23.9.1963.

<sup>52</sup> 14.2.1897–27.10.1986.

<sup>53</sup> 29.12.1880–29.11.1950.

<sup>54</sup> 24.11.1867–12.2.1952.

<sup>55</sup> Geb. 21.2.1909.

<sup>56</sup> 16.2.1900–8.2.1983.

<sup>57</sup> 11.1.1892–9.9.1961.

<sup>58</sup> 2.5.1904–23.5.1977.

<sup>59</sup> 14.11.1896–18.4.1970.

<sup>60</sup> 5.6.1891–2.10.1971.

gelberger<sup>61</sup>, der Kapellmeister am Hof Dr. J. B. Hilber<sup>62</sup> und andere suchten das Gespräch mit meinem Cellisten-Onkel Werner<sup>63</sup> und meinen beiden Sängerinnen-Tanten<sup>64</sup>. Aus Zürich kam der aus Beckenried stammende Hermann Odermatt<sup>65</sup>, der als Chefredaktor der katholischen Neuen Zürcher Nachrichten über die Pressezensur besonders erbost war, nachdem sie seiner Zeitung wegen deren unkonformem Verhalten das Erscheinen für zehn Tage verboten hatte.

Monsignore Eduard Wymann<sup>66</sup>, der Urner Staatsarchivar, erschien mit dem Leiter der Ambrosiana<sup>67</sup> Giovanni Galbiati<sup>68</sup> und schimpfte über die Unvernunft der Urner Regierung; ähnliches tat Prof. Linus Birchler<sup>69</sup>, der Präsident der eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, mit dem Unterschied, dass sich sein Schimpfen mit Vorzug auf die Schwyzer Regierung bezogen haben mag.

Abschliessend nehme ich beim unerschöpflichen Jakob Wyrsh ein weiteres Anleihen auf. Er schreibt es in seiner biographischen Skizze dem nimmermüden P. Leutfrid Signer zu, dass 1943 in der dürftigsten Kriegszeit im Stanser Kollegi die Bildungskurse für Erwachsene eingeführt wurden. Er hält mit Genugtuung fest, dass diese Bildungskurse in Stans – wie gleichzeitig vielerorts in der Schweiz – sofort Anklang fanden und gut besucht wurden. Und er fügt dieser Feststellung fast beiläufig den lakonischen Satz an: «Inter arma silent Musae (Im Krieg schweigen die Musen) ist ein faules Sprichwort, da sie viel eher schweigen, wenn im Überfluss gelebt wird und sie deswegen entbehrt werden können.» Vielleicht hat Jakob Wyrsh so ganz unrecht nicht.

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. iur. Eduard Amstad, Dorfstrasse 10, 6375 Beckenried

<sup>61</sup> Geb. 16.5.1904.

<sup>62</sup> Komponist und Kirchenmusiker, 2.1.1891–30.8.1973.

<sup>63</sup> 14.3.1895–21.5.1988.

<sup>64</sup> Marietta Amstad, 31.5.1882–7.8.1972, und Marta Amstad 11.3.1890–22.9.1981.

<sup>65</sup> 27.1.1888–30.10.1964.

<sup>66</sup> 4.6.1870–10.1.1956.

<sup>67</sup> Bibliothek und Gemäldesammlung in Mailand.

<sup>68</sup> 1881–1966.

<sup>69</sup> 24.4.1893–2.1.1967.



